

Jack Goody
Die Entwicklung
von Ehe und Familie
in Europa

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 781

Die zentrale Frage dieses Buches: wie kam es, daß sich etwa ab 300 nach Christus bestimmte allgemeine Züge des europäischen Erscheinungsbildes von Verwandtschaft und Ehe anders gestalteten als im antiken Rom, Griechenland, in Israel und Ägypten, anders auch als in den Gesellschaften an den Mittelmeerküsten des Nahen Ostens und Nordafrikas, die diese ablösten? Mit der Beantwortung dieser Frage versucht Goody zugleich, eine Betrachtungsweise europäischer Institutionen und Einstellungen zu begründen, die zum einen vom Beginn unserer heutigen Zeitrechnung ausgeht – von den mediterranen und nahöstlichen Wurzeln einer Ideologie, die über die letzten 2000 Jahre so überaus wirksam war, im Bereich der Familie ebenso wie in der Theologie, in der Politik ebenso wie in der Produktion – und zum anderen diese europäischen Institutionen und Einstellungen auch unter kulturvergleichendem Aspekt ins Auge gefaßt.

Jack Goody
Die Entwicklung
von Ehe und Familie
in Europa

Übersetzt von Eva Horn

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
*The development of the family
and marriage in Europe*
© Cambridge University Press 1983

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1989
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 781
© Dietrich Reimer Verlag Berlin 1986

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28381-3

Inhalt

Vorwort 9

- 1 Perspektiven 13
- 2 Zwei Seiten zum Mittelmeer 18
- 3 Der Wandel in Germanien 47
- 4 Kusinen, Witwen, Adoptivkinder und Konkubinen 62
- 5 Von der Sekte zur Kirche 96
- 6 Kirche, Land und Familie im Westen 116
- 7 Reformation und Reform 172
- 8 Die heimliche Ordnung der Verwandtschaft 199
- 9 ›Spirituelle‹ und ›natürliche‹ Verwandtschaft 211

Anhang

- 1 Verwandtschaftsgruppen: Klans, Verwandtschaftsverbände und *lignages* 240
- 2 Vom Brautpreis zur Mitgift? 256
- 3 ›Bilateralität‹ und die Entwicklung der englischen Verwandtschaftsterminologie 262

Literaturverzeichnis 290

Anmerkungen 306

Glossar 329

Verzeichnis der Karten, Abbildungen und Tabellen 330

Register 331

Durum est ab aliquo filiis ac propinquis parum relinqui: multo est durius in aeternitate torqueri.

Wohl ist es hart, wenn jemand seinen Kindern und Verwandten zu wenig hinterläßt; aber noch viel härter ist die Pein in der Ewigkeit!

Salvian, *Ad eccl.*, III. 12

Vorwort

Manche Unternehmungen können zwar nicht unbedingt damit rechnen, wissenschaftlichen Ansprüchen im strengen Sinne zu entsprechen, doch mag ihr besonderer Hintergrund von Erfahrung und Denken, Theorie und Praxis zur Erhellung beitragen. Meine Neugierde in der Frage, wie es dazu kam, daß sich die europäischen Verwandtschafts-, Heirats- und Familienmuster so entwickeln sollten, wie wir sie kennen, geht nicht zuletzt auf meine Auseinandersetzung mit dem mittelalterlichen Drama, mit der schottischen Geschichte, mit den Arbeiten Marc Blochs und George Homans' über Frankreich und England sowie mit der ›vergleichenden Soziologie‹ der Rechtshistoriker und Rechtswissenschaftler des neunzehnten Jahrhunderts zurück. Bei dem Versuch, meine Kenntnisse zu erweitern und auf den neuesten Stand zu bringen, bin ich einer ganzen Reihe von Wissenschaftlern zu größtem Dank verpflichtet, deren Großzügigkeit und Freundschaft ich in Anspruch genommen habe. Die große Bedeutung meiner engen Verbindungen zu *Past and Present* und zur Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris liegt auf der Hand. Bei Clemens Heller und der Maison des Sciences de l'Homme stieß ich immer auf die richtige Mischung aus Interesse und Desinteresse; und einer zeitlich gerade richtigen Einladung von Pierre Bordieu habe ich es zu verdanken, daß ich eine letzte Überarbeitung zu Ostern 1982 vornehmen konnte. Keith Hopkins, Keith Thomas, Edward Miller und Patrick Wormald sahen große Teile des ersten Entwurfs durch, korrigierten zahlreiche Faktenirrtümer und gaben viele neue Anregungen. Diane Owen Hughes las den zweiten Anhang, und ihre kritischen Anmerkungen veranlaßten mich zum Überdenken und zu Neuformulierungen. Von Chris Dyer stammen Verbesserungsvorschläge und Anregungen zum sechsten Kapitel. Mit wichtigen Literaturhinweisen versorgten mich Peter Linehan, John Bossy, Keith Wrightson, David Sabeau, Robert Pollock und Bob Ombres. Weitere Kollegen aus Cambridge und London, die verstorbene Munia Postan, John Hajnal, Alan MacFarlane, Peter Laslett, Tony Wrigley und Richard Smith haben mein Interesse auf die verschiedenste Weise angeregt. Sollten Teile meiner Argumentation die Tendenz ihrer allgemeineren Annahmen in Frage stellen (und ich habe die theoretischen, hypothetischen und praktischen Implikationen eher implizit gelassen als ausgesprochen), so ist das nicht als Konfrontation zu verstehen, sondern als Hinweis darauf, daß es vorteilhaft wäre, die historische Blick-

richtung neu einzustellen und die Problemstellung aus einer anderen Perspektive neu zu formulieren.

Auf der Seite der Anthropologen schulde ich großen Dank all denen, die mein Eintauchen in diese tiefen Gewässer nicht als Zeitverschwendung betrachteten, den Teilnehmern einer Reihe von Seminaren, angefangen in Nanterre (1979), Aix-en-Provence, Harvard, Berkeley, Santa Cruz, London und insbesondere in Stanford, wo ich als vertrauter Besucher des Center of Advanced Studies in Behavioral Sciences von Dezember bis April 1979/80 die richtige Mischung aus intellektuellem Stimulus, Zugang zu Bibliotheken und die Freiheit zu schreiben fand. Dank schulde ich Dan Sperber, Ernest Gellner, S.J. Tambiah, Gene Hammel, Lokki Pandey und Sylvia Yanagisako, die diese Seminare für mich in die Wege geleitet haben, ebenso Terry Turner für eine eher informelle Gelegenheit und dem verstorbenen Tom (L. A.) Fallers für ein spontanes Gespräch. In Cambridge verstanden es Martha Mundy und Paul Sant Cassia, mein Interesse wachzuhalten und mein Wissen zu erweitern.

Bei der Vorbereitung des Manuskripts habe ich besonders Norman Buck von der Bibliothek des St. John's College für die immerwährende Unterstützung über all die Jahre zu danken, aber auch Cathie Roth, Jane Moon und Penny Clarke für den Beistand bei der Forschungsarbeit und Anne Robson und Lucia Szeto für ihre Schreibaarbeit an den zahlreichen Versionen. Patricia Williams und Sue Allen-Mills waren wie immer die hilfreichsten Lektoren.

In den Endstadien war ich C. R. Whittaker besonders dankbar, daß er die Anfangskapitel las und einige Verbesserungen und Vorschläge machte. Leider war ich an diesem Punkt nicht in der Lage, seinen Zweifeln daran zu folgen, daß das Recht der Kirche, Erbschaften entgegenzunehmen, auf das Jahr 321 zurückgeht. Nach seiner Einschätzung war der Umfang der Stiftungen Konstantins entscheidend für den Wandel der Kirche, deren Erfolg weitgehend von ihrer *elimonia*, ihrer Wohltätigkeit, abhing.

Meine Annäherung an das dem folgenden Text zugrundeliegende Material mag nicht immer den Konventionen der Geschichtswissenschaft entsprechen. Nicht immer habe ich die ›Standard‹-Ausgaben benutzt, manchmal aus dem einfachen Grund, daß ich nicht wußte, welches sie waren; bisweilen aber auch, weil ich in einer Art Wanderdasein arbeitete und das heranzog, was dort verfügbar war, wo ich mich gerade auf-

hielt. Ebenso gibt es Themen, über die ich mehr und in mehr Sprachen hätte gelesen haben sollen. Aber man muß einen Kompromiß finden zwischen der zur Verfügung stehenden Zeit und dem Wunsch, einen Argumentationsstrang in einem Gebiet zu entwickeln, das man im akademischen Sinne niemals zu seinem eigenen machen kann.

Jack Goody

Perspektiven

In den letzten einhundertundfünfzig Jahren konzentriert sich die wissenschaftliche Erforschung von Familie und Ehe in Europa zunehmend auf die Verknüpfungen mit den bedeutenden Geschehnissen, die sich im Westen mit dem Beginn der Neuzeit ereigneten. Wie war das Verhältnis der Familie zur Reformation außerhalb und innerhalb der katholischen Kirche, zur Entwicklung des Kapitalismus und der aufkommenden Industriegesellschaft? Die Frage birgt umfassende Implikationen, denn die Problematik vom ›Aufstieg des Westens‹, die die intellektuelle Phantasie von Marx, Weber und zahllosen anderen bewegte, ist eng mit der ›Einzigartigkeit des Westens‹ verknüpft. Was genau ist in dieser Epoche mit der Ehe und Familie geschehen? Welche Aspekte der vorher existierenden Familie mögen die Veränderungen unterstützt haben? Welche typischen Merkmale erwachsen aus den neuen Formen sozioökonomischer Organisation?

Zweifellos hatte die Trennung der Produktion von der Hausgemeinschaft, die zunehmend außerfamiliäre Erziehung und die Zerstreuung der Sippe wichtige Folgen für den Haushalt. Bevölkerungsstatistisch führte die Verbesserung der Sterblichkeitsziffer und die Geburtenkontrolle zu einem steilen Anstieg und darauffolgendem Abfallen der Wachstumsraten der Bevölkerung, zu einem demographischen Übergang, in dessen Folge weniger Kinder länger lebten, was, wie manche meinten, unsere Einstellung zu ihnen radikal verändert hat.

Einige dieser Entwicklungen, wie zum Beispiel der demographische Übergang, folgten eindeutig – selbst wenn sie nicht notwendig daraus zu folgern sind – den gewaltigen sozioökonomischen Veränderungen, die im Westen mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts einsetzten. Aber gab es nicht schon vorher Aspekte in Familie, Verwandtschaft und Ehe, die Mobilität und Sparen, ›Bilateralität‹, ›Liebe‹ und ›Individualismus‹ begünstigt haben, was als charakteristisch für die moderne Welt angesehen wird? Waren diese Aspekte eine Eigentümlichkeit Europas, Westeuropas, Nordwest-Europas oder gar Englands? Einige zeitgenössische Historiker betrachten Merkmale wie die eheliche Zuneigung als Folge oder zumindest als Parallelentwicklung zum Aufstieg des Westens. Andere halten die späte Heirat von Männern und Frauen, die geschlossene Kleinfamilie und den ›Individualismus‹ für einzigartige Merkmale des europäischen Erscheinungsbildes einer früheren

Epoche, die eindeutig zu den sozioökonomischen Umwandlungen auf diesem Kontinent beigetragen haben.

Hier ist nicht der Ort, diese verschiedenen Schlußfolgerungen ausführlich zu untersuchen. Ich versuche in diesem Essay, mich dem Problem aus einer ganz anderen Perspektive zu nähern – anders im Hinblick auf Zeit und Raum. Hinsichtlich der Zeit sind die meisten Historiker, Soziologen und Ökonomen, die diese Frage abgehandelt haben, von zeitgenössischen Bezügen ausgegangen, indem sie von der Gegenwart rückwärts schauten und sich bemühten, Gründe für den Aufstieg des Kapitalismus, für das Aufkommen der Industriellen Revolution oder für diejenigen besonderen Merkmale anzugeben, die sie für ihre eigene Gesellschaft als einzigartig erachteten. Keiner von uns kann gänzlich aus seiner kulturellen Haut schlüpfen; auch wäre solche Blöße nicht immer bekömmlich. Die Erforschung der Familie aber ist ein Bereich, in dem wir besondere Vorsicht, ja Zurückhaltung üben müssen, insbesondere wenn es um die Untersuchung der »affektiven« Aspekte der fundamentalen Beziehungen der Mitglieder untereinander geht, die wir alle aus unterschiedlichen Blickwinkeln erlebt haben. Annahmen, die auf einer ethnozentrischen Version eines Evolutionismus zum Besseren hin beruhen, müssen mit besonderer Sorgfalt überarbeitet werden. Auf die »schlechte alte Zeit« (die Formulierung benutzt Shorter in seiner Geschichte der modernen Familie) zurückzublicken (und dabei die gestiegenen Scheidungsziffern, Selbstmorde und psychischen Zusammenbrüche zu vernachlässigen), ist nicht gerade die unvoreingenommenste Einstellung. Überdies müssen wir uns bei dem bloßen Gedanken, so (oder anders) zu werten, im klaren sein, was wir unter Begriffen wie Liebe und Abstammung, Individualismus und Patriarchat verstehen, ganz zu schweigen von den Fachausdrücken, denn andernfalls können wir Gleichartigkeit oder Verschiedenheit nicht feststellen, weder vor noch nach dem Aufstieg des Westens, nicht einmal beim Vergleich der westlichen mit der restlichen Welt.

Zeitlich mögen die Untersuchungen um 1500 oder 1800 beginnen; begrifflich orientieren sie sich retrospektiv. Die Schwierigkeit bei diesem Blick zurück liegt darin, daß er dazu neigt, die Gegenwart überzubewerten – positiv wie negativ. Die Belange der Gegenwart, der eigenen Gegenwart, stehen dem Verständnis der Vergangenheit im Weg, vor allem dann, wenn eine Art kausalen oder funktionalen Zusammenhanges zwischen Familie und Gesellschaft angesprochen oder häufiger noch stillschweigend vorausgesetzt wird. Sie verleiten dazu, wie das häufig in den Sozialwissenschaften oder in der Tat auch in der volkstümlichen Begrifflichkeit des alltäglichen Diskurses (die gar nicht so anders ist) geschieht, eine dichotomische Betrachtungsweise anzunehmen, die eine

scharfe Linie zwischen »ihnen« und »uns«, zwischen modern und traditionell, kapitalistisch und vorkapitalistisch zieht. Aber diese Aufstellung binärer Kategorien ist von begrenztem Wert, wenn das Problem darin besteht, sich um eine Analyse der Verschiedenheiten und Gleichartigkeiten in den Formen von Familie, Verwandtschaft und Ehe im größeren Umfang und über längere Zeit zu bemühen. Alles »Traditionelle« wird als undifferenzierte Masse in einen Topf geworfen, wie das bei Webers Konzeption der »Autorität« oder bei etlichen Ansichten über die Bauern geschieht. Solche Dichotomien, die im Heute wurzeln, neigen unvermeidlich dazu, die speziellen, einzigartigen Züge der »Moderne« überzubetonen. Die Erkenntnis dieser tiefverwurzelten Neigung sollte dazu führen, solche Hypothesen zu hinterfragen, die dem Westen nicht nur im Hinblick auf seine technologischen Errungenschaften, sondern auch im Hinblick auf seine geistigen und moralischen Ansprüche eine Vorrangstellung einzuräumen scheinen, und zwar vor wie nach dem sechzehnten Jahrhundert. Stellte der Protestantismus wirklich eine so einzigartige theologische und ethische Kraft im Wirtschaftsleben dar? Waren kapitalistische Sozialbeziehungen nur für den Westen charakteristisch? War die »traditionelle Autorität« in der Welt des Islam, des Buddhismus und Hinduismus, die »asiatische Produktionsweise« damals wie heute wirklich so anders, wie unsere Kategorien und Theorien es glauben lassen? Waren es nicht eben diese »statischen«, »traditionellen«, »despotischen« Gesellschaften, die im fünfzehnten Jahrhundert und davor intellektuell, kommerziell und kulturell »modern« waren, verglichen mit einem relativ rückständigen Europa?

Diese Fragen schneiden Themen von großer intellektueller und historischer Bedeutung an. Ich werfe sie auf, weil sich meine Analyse von Struktur und Entwicklung bestimmter Merkmale der europäischen Familie auf eine weit frühere als der häufig in Betracht gezogenen Periode konzentriert. Ich werfe sie auf, um eine Betrachtungsweise europäischer Institutionen und Einstellungen zu begründen, die vom Beginn unserer heutigen Zeitrechnung ausgeht, von den mediterranen und nahöstlichen Wurzeln einer Ideologie, die über die letzten zweitausend Jahre so wirksam war, im Bereich der Familie ebenso wie in der Theologie, in der Politik ebenso wie in der Produktion. Aber neben der zeitlichen und begrifflichen Betrachtung der Familie, die »la longue durée« vom anderen Ende aufrollt, habe ich versucht, diese europäischen Institutionen und Einstellungen vom Standpunkt nicht nur unserer eigenen Vergangenheit ins Auge zu fassen, sondern auch unter vergleichendem Aspekt, dessen Blickwinkel ganz woanders zu suchen ist. Mein Zugang unterscheidet sich daher auch von dem solcher Historiker, die ihre Erkenntnisse über die Familie einer undifferenziert traditionellen, vor-

industriellen, nichteuropäischen oder ›anthropologischen‹ Welt gegenüberzustellen suchen.

Mein Ausgangspunkt, zumindest im Rahmen der Feldforschung, liegt anderswo – in Westafrika. Die Untersuchung galt hier den häuslichen Gemeinschaften – ihrer Struktur und ihren gefühlsmäßigen Einstellungen, der Rolle des Verwandtschaftsverbandes (*lineage*) und den Heiratsvereinbarungen –, also dem gesamten Bereich, den Morgan als Blutsverwandtschaft und Verschwägerung bezeichnete, den Anthropologen heute der Verwandtschaft und Soziologen der Familie zuordnen. Das ist ein Gebiet, das sich in den Interessenbereich Freuds und seiner Psychologie der Beziehungen ebenso erstreckt wie in den der Marxschen Produktionstheorie und den der Demographen mit ihren Statistiken der Haushaltszusammensetzung. Dieses Thema blieb immer ein zentraler Gegenstand meiner empirischen Forschung und theoretischen Fragestellungen und hatte seinen Ursprung in erster Linie in der Erfahrung Afrika.

Diese Forschung ließ es naheliegend erscheinen, daß einige allgemeine Merkmale des ›Afrikanischen Systems der Verwandtschaft und Ehe‹ (um den Titel einer noch in Arbeit befindlichen Aufsatzsammlung zu verwenden) sich im Vergleich deutlich von den Merkmalen abheben, die die Mehrheit der Gesellschaften der besiedelten Gebiete Asiens, des Nahen Ostens und Nordafrikas kennzeichnen – denn wie die verdienten Herausgeber der Reihen über afrikanische Politik, Religion und Verwandtschaft, verwende auch ich den Begriff Afrika als gängiges ›Kürzel‹ für Schwarzafrika oder Afrika südlich der Sahara. Wir mußten also nach einer Erklärung für diese Unterschiede und Ähnlichkeiten suchen, eine Erklärung, die nicht einfach nur im Rahmen afrikanischer oder eurasischer Prädispositionen kultureller oder entwicklungsgeschichtlicher Art gefaßt sein sollte; vielmehr ging es darum, die spezifischen Verkettungen dieser Merkmale mit anderen Aspekten des sozialen Systems zum Ausdruck zu bringen, und da besonders mit den ›Produktionsweisen‹, den Fragen des Lebensunterhaltes. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind in dem Buch *Production and Reproduction: a comparative study of the domestic domain* (1976) dargestellt, in dem ich erstmals versucht habe, das Auftreten von Monogamie und Polygynie, Mitgift und Brautpreis (bridewealth), Heiraten innerhalb und außerhalb der Verwandtschaft, die Adoption und Verwandtschaftsbezeichnungen zu prognostizieren und dann zu überprüfen; Phänomene, die auf der einen Seite mit Haltungen und gefühlsmäßigen Einstellungen im Bereich der häuslichen Gruppe verknüpft schienen, auf der anderen Seite aber ebenso mit Interessen sozioökonomischer Art.

Teilweise ging diese Untersuchung für mich damit einher, einige der

Fragen zu klären, die sich beim Vergleich von Schwarzafrika mit der Mehrheit der Gesellschaften Asiens und Europas gestellt hatten. Aber ab der Spätphase des Römischen Reiches warf die Entwicklung in Europa zusätzliche Fragen auf, denn Familie und Heirat wichen hier ganz erheblich nicht nur vom generellen Erscheinungsbild der Mehrheit der eurasischen Gesellschaften ab, sondern ebenso vom früheren Erscheinungsbild Roms und anderer Teile Südeuropas wie auch von den Gesetzmäßigkeiten, die an der anderen, der nordafrikanischen Küste des Mittelmeeres fortbestanden.

Das war die Frage: Wie kam es, daß sich etwa ab 300 n. Chr. bestimmte allgemeine Züge des europäischen Erscheinungsbildes von Verwandtschaft und Ehe anders gestalteten als im antiken Rom, Griechenland, Israel und Ägypten, anders auch als in den Gesellschaften an den Mittelmeerküsten des Nahen Ostens und Nordafrikas, die diese ablösten? Das galt nicht unbedingt für alle von mir angesprochenen Variablen – beispielsweise die Monogamie und Mitgift –, aber es galt für einige entscheidende Aspekte des häuslichen Bereichs, die den Ablauf des sozialen Lebens bis in die jüngste Zeit hinein beeinflußt haben und selbst heute noch wirksam sind. Im Laufe der nächsten beiden Kapitel werde ich mich ausführlich mit denen auseinandersetzen, die mich am stärksten beschäftigen; andere, gewiß nicht weniger wichtige, werden in den darauffolgenden Kapiteln behandelt.

Zwei Seiten zum Mittelmeer

Nähert man sich der Geschichte von einem allgemein geopolitischen Standpunkt aus, so liegt die Einheit der Mittelmeerwelt offen auf der Hand. Der französische Historiker Fernand Braudel hat deutlich gemacht, wie das Leben der Bewohner in den einzelnen Ländern von den Schwierigkeiten und Vorzügen beeinflusst wurde, die sich aus ihrer gemeinsamen Anrainerlage zum Binnenmeer ergaben, insbesondere die von allen geteilten Erfahrungen mit Klimaschwankungen und Bevölkerungsveränderungen sowie ihre gemeinschaftliche Verwicklung in Handel und Krieg. Gleichzeitig aber gab es auch die Verschiedenheit, die nicht nur in kleinen Unterschieden, sondern in starken Gegensätzen bestand. In einer neueren historischen Arbeit über die spanisch-afrikanische Grenze heißt es, die »Aufspaltung des Mittelmeerraumes in verschiedene klarumrissene Kulturbereiche« bilde »das Hauptthema seiner Geschichte im sechzehnten Jahrhundert« (Hess 1978, S. 3); römisch-christliche Kultur stand im Mittelalter der türkisch-moslemischen Zivilisation immer unvereinbar gegenüber, aber der Gegensatz wuchs, als der Halbmond vom Kreuz mit seiner Überlegenheit an Schiffen und Kanonen umstellt wurde.

Die Frage, ob nun die Betonung eher auf der Verschiedenheit oder auf der Einheit liegen sollte, betrifft ganz unmittelbar den Bereich der Familie, Verwandtschaft und Ehe. Einigen Autoren, vor allem mit Blick aus dem Norden, scheint der Unterschied zwischen den an den europäischen und afrikanischen Küsten heute wie damals bestehenden Systemen grundsätzlicher Natur. Andere wiederum, die nicht nur von den Arbeiten Braudels, sondern ganz allgemein vom zunehmenden Interesse an »Untersuchungen über den Mittelmeerraum« angeregt wurden, sind von den gemeinsamen Zügen im Alltagsleben der Bewohner an den beiden Meeresküsten beeindruckt. Erstere heben stärker die Rolle hervor, die den Abstammungsgruppen, der Verwandtenehe und Polygynie bei den Arabern, im Gegensatz zu den Gesellschaften des nördlichen Küstenbereichs, zukommt; letztere betonen die gemeinsame Rolle der Mitgift, erkennen die bilateralen Bestandteile im Schema unilinear Abstammung und weisen auf die Ehr- und Schamauffassungen hin, die für die Mittelmeerwelt insgesamt kennzeichnend sind.

Die von einer Einheit ausgehende Sichtweise kommt in der Darstellung von Solinas über die zeitgenössische mediterrane Familie sehr klar zum

Ausdruck, die in einem von Braudel herausgegebenen Band erschienen ist. »Bei den Völkern des Mittelmeerraumes beeindruckt die Kontinuität in Lebensweise und Lebensauffassung hinsichtlich ihrer moralischen, sozialen, ökonomischen und biologischen Aspekte; ob körperliche Liebe, Eifersucht, Achtung gegenüber der älteren Generation, Kindesliebe, Einstellungen zu Jenseits und Tod, alle enthalten dieselbe Vorstellung von der Familie« (1977, Bd. II, S. 92). So ausgedrückt sind die Ähnlichkeiten nicht allzu ernst zu nehmen. Es gibt nur wenige Orte auf der Welt, wo eine solche Reihe von Merkmalen nicht anzutreffen wäre, und Erklärungen dieser Art, von denen es ja in den Arbeiten westlicher Historiker über die Familie wimmelt, sollten als das genommen werden, was sie sind, nämlich als ethnozentrischer Ausdruck von Ignoranz gegenüber anderen Teilen der Welt. Etwas präziser und auch systematischer betrachtet – wobei es nicht einfach ist, präzise zu sein, solange man nicht systematisch vorgeht, wie das viele Auseinandersetzungen um die europäische Vergangenheit deutlich gemacht haben – kann man einige starke Ähnlichkeiten im Alltagsleben ausmachen, sobald man den gesamten Mittelmeerraum beispielsweise einmal vor dem Hintergrund Afrikas südlich der Sahara (was ich der Einfachheit halber häufig Afrika nennen werde) betrachtet. Besonders markant wird ein solcher Vergleich, wenn man den Blick über die besonders auffälligen Züge nomadisierender Beduinenstämme hinaus auf die besiedelten Gebiete des Nahen Ostens richtet, die Region nämlich, die *fons et origo* jener frühen Zivilisation war, die schließlich aufbrach, ein rückständiges Europa zu überrollen.

Diese Unterschiede in den Formen des Erbrechts und der Heiratszahlungen stehen in Zusammenhang mit den ebenfalls unterschiedlichen Produktionssystemen, die ich in der erwähnten Arbeit (1976b) als charakteristisch für die Mehrheit der Gesellschaften des eurasischen Kontinents im Gegensatz zu denen Schwarzafrikas beschrieben habe. In diesem Kontext stellten die sesshaften Gesellschaften des Nahen Ostens und Nordafrikas einen Teil der eurasischen Gesamtkonstellation dar. Es war in dieser Arbeit weder meine Absicht, eine monolithische Ein-Faktoren-Theorie zu entwickeln, noch sollte es eine sein, die keine Gegenbeispiele zuläßt; eine positive Verknüpfung herzustellen ist schon eine Errungenschaft. Dennoch war nicht zu übersehen, daß es mit dem Untergang des Römischen Reiches zu bedeutenden Unterschieden im Bereich des häuslichen Lebens zwischen den beiden Seiten des Mittelmeeres kam, die seitdem lange weiterbestanden haben. Im Hinblick auf einige dieser Merkmale befindet sich die europäische Küste durchaus im Widerspruch zu der von mir vorgeschlagenen allgemeinen Theorie. Andere Regionen weichen ebenfalls etwa hinsichtlich der Verwandten-